

Anstößige Güte (Mt 20,1-16)

Das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg

Gerd Häfner, München

1. Kontext

Das Gleichnis, das zum Sondergut des Matthäus-Evangeliums gehört, ist in den Zusammenhang eines Jüngergesprächs gestellt. Nachdem der Ruf eines jungen Mannes in die Nachfolge gescheitert ist, weil sich der Berufene nicht von seinem großen Besitz trennen kann (19,16–22), wird der Reichtum zum Thema: Er verhindert den Zugang zum Reich Gottes (19,23–26). Zwar heißt es, die Jünger seien außer sich geraten über das Wort von Kamel und Nadelöhr; sie selbst sind von der Schärfe des Spruches aber nicht betroffen. Sie haben ja, anders als der junge Mann, alles verlassen, um Jesus nachzufolgen. Petrus weist ausdrücklich darauf hin (19,27) und wird von Jesus nicht korrigiert. Jesus spricht die Jünger vielmehr direkt als Nachfolgende an (»ihr, die ihr mir nachgefolgt seid«) und verheißt ihnen endzeitlich-richterliche Funktion (19,28), ehe er grundsätzlich dem Verlassen von Gütern und Familie hundertfache Erstattung verheißt (19,29). Durch den Spruch von der Umkehrung von Ersten und Letzten (19,30) wird die Sequenz abgeschlossen – scheinbar.

Während im Markus-Evangelium an dieser Stelle tatsächlich ein Schlusspunkt gesetzt ist und sich die dritte Leidensankündigung, abgesetzt durch eine Wegnotiz, anschließt (Mk 10,32), fügt Matthäus hier das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg ein. Der Anschluss ist begründend (»Denn das Himmelreich ist gleich einem Menschen ...«). Zunächst ist noch offen, was genau begründet werden soll, die fast wortgleiche Wiederholung des Spruches von Ersten und Letzten in der Anwendung des Gleichnisses (20,16) zeigt aber deutlich: Es ist

gerade dieser Spruch, auf den sich das Gleichnis bezieht. Es gibt also kein textliches Signal, das auf einen Zusammenhang zwischen dem Thema von Geld und Lohn auf der Bildebene des Gleichnisses und der Frage nach Besitz und Reichtum im vorangehenden Kontext verweise.

Im anschließenden Kontext scheint auf den ersten Blick kaum ein Echo unseres Gleichnisses nachzuhallen. Dies überrascht insofern nicht, als Matthäus nach dem Einschub des Gleichnisses wieder ganz dem Markus-Faden folgt und erst im Rahmen des Jerusalem-Aufenthalts zusätzliches Material einbringt. Die dritte Leidensankündigung (20,17–19) setzt thematisch einen Einschnitt, erzählerisch wie bei Markus durch eine Wegnotiz unterstrichen und damit vom vorangehenden Gleichnis abgesetzt («Als Jesus nach Jerusalem hinaufzog ...»). Dennoch kann man eine Verbindung zum Gleichnis erkennen, wenn in 20,27 vom »Erster Sein« die Rede ist. Dies ruft die Umkehrung von Ersten und Letzten im Rahmen des Gleichnisses wach. Dieser Spur ist an späterer Stelle nachzugehen (s. u. 6.).

2. Sprachlich-narrative Analyse (Metaphorik)

a) Dass die Erzählung von den Arbeitern im Weinberg als bildhafter Text wahrgenommen werden soll, macht eine Einleitung deutlich: »Das Himmelreich ist gleich einem Menschen, einem Hausherrn ...« (V. 1). Auch die Tatsache, dass der Geschichte eine Anwendung folgt (V. 16: »So werden die Letzten Erste sein und die Ersten Letzte«), weist auf den gleichnishaften Charakter der Erzählung. Offensichtlich wird diese nicht um ihrer selbst willen erzählt, sondern es gilt etwas aus ihr zu lernen. Die Leser des Matthäus-Evangeliums würden auch ohne ausdrückliche Hinweise die Bildebene der Geschichte wahrnehmen können, wäre es doch angesichts der Darstellung der Verkündigung Jesu bis zu dieser Stelle höchst ungewöhnlich, dass Jesus seinen Jüngern einfach eine Begebenheit aus der Arbeitswelt zur Zeit der Weinlese hätte mitteilen wollen.

b) Die Erzählung ist zweigeteilt.¹ Der erste Abschnitt (V. 1–7) spielt auf dem Marktplatz und lässt sich anhand der Zeitangaben in verschiedene Szenen gliedern: das Anwerben von Arbeitern durch den Weinbergbesitzer am frühen Morgen (V. 1f.), um die dritte Stunde (V. 3–5a), um die sechste und neunte Stunde (V. 5b) und schließlich zur elften Stunde (V. 6f.). Die jeweilige Länge deutet an, wo die entscheidenden Weichen gestellt werden. Die ausführlicher erzählten Szenen legen eine Spur, die das Thema des Lohnes in den Vordergrund rückt. Im ersten Fall hält der Erzähler fest, dass eine Übereinkunft auf einen Denar getroffen worden sei. Zur dritten Stunde wird unter Einsatz wörtlicher Rede das Thema des Lohns genannt, aber dessen Höhe unbestimmt gelassen: »Was gerecht ist, werde ich euch geben.« (V. 4). Die Erwartung wird geweckt, dass abgestuft nach Arbeitsleistung bezahlt wird.² Und diese Erwartung wird dadurch bestärkt, dass im Gespräch mit den Arbeitern der letzten Stunde der Lohn überhaupt nicht mehr zur Sprache kommt. Dies fällt umso mehr auf, als die Aufforderung »Geht auch ihr in den Weinberg« wörtlich aus V. 4 wiederholt wird, die Fortsetzung zum gerechten Lohn aber fehlt.

Nach dieser Inszenierung entspricht es der Erwartung der Hörer, dass der zweite Teil der Lohnauszahlung gewidmet ist (V. 8–15; zur Abtrennung von V. 16 s. u. 5.a). Während der erste Teil äußerst gerafft erzählt ist – er deckt elf Stunden ab –, dehnt sich die Zeit im zweiten Teil.³ Zwar kommt es nicht zu vollständiger Deckung von Erzählzeit und erzählter Zeit; aber der starke Dialoganteil und die vergleichsweise bescheidene Raffung in der Beschreibung der Lohnauszahlung (V. 9f.) zeigen doch deutlich den Wechsel der erzählerischen Strategie an – und damit den Zielpunkt der Geschichte, auf den hin sie konstruiert ist. Für diesen Zielpunkt ist von Bedeutung, dass jetzt nur noch die Arbeiter der ersten und der letzten Stunde eine Rolle spielen. Was das Gleichnis sagen will, kann es im Blick auf die »Extremgruppen« sagen. Die anderen, die kürzer als die Arbeiter der ersten Stunde gearbeitet haben, können keinen zusätzlichen Akzent einbringen und bleiben deshalb unberücksichtigt. Ihre Funktion beschränkt sich auf die Anwerbungsphase: Mit ihnen kommt die Frage des gerechten Lohns in die Geschichte (Arbeiter der dritten Stunde), und sie plausibilisieren

die Anwerbung von Arbeitern um die elfte Stunde (Arbeiter der sechsten und neunten Stunde).

Etwas überraschend tritt ein Verwalter auf, der bei der Anwerbung keine Rolle gespielt hat und auch jetzt erzählerisch blass bleibt. Denn er hat zwar die Aufgabe, den Lohn auszuzahlen; die sich daran anknüpfende Debatte wird aber mit dem Weinbergbesitzer geführt. Dessen Verhalten steht in der Kritik, und für seine Argumentation ist es wesentlich, dass er selbst die Lohnvereinbarung getroffen hat. Deshalb konnte kein Verwalter die Arbeiter anwerben. Diese Figur hat wohl nur die Funktion, die Umkehrung der Lohnauszahlung erzählerisch zu profilieren.⁴ So erscheint sie betont als Anweisung in wörtlicher Rede und wird nicht nur nebenher vom Erzähler mitgeteilt, wie es ja grundsätzlich auch möglich gewesen wäre (»Und er zahlte den Lohn aus, angefangen von den Letzten bis zu den Ersten«).

Durch diese Umkehrung wird der Streit zwischen den Arbeitern der ersten Stunde und dem Herrn des Weinbergs erzählerisch verankert. Denn nur so können die Ganztagsarbeiter erfahren, wie hoch der Lohn der Kurzarbeiter ist, und daran die Erwartung eines höheren als des vereinbarten Lohnes knüpfen. Die Geschichte ist nicht nur so konstruiert, dass der Weinbergbesitzer für ungleiche Arbeit gleichen Lohn auszahlt; die Erzählfäden sind vielmehr so geknüpft, dass es über diese Gleichbehandlung aller Arbeiter zum Streit kommt und der Weinbergbesitzer sein Verhalten rechtfertigt. Es wird also nicht allein die zunächst geweckte Erwartung einer an der jeweiligen Leistung bemessenen Bezahlung enttäuscht; die Erzählung will darüber hinaus auch darlegen, dass die Kritik an der Gleichbehandlung ins Leere läuft.

Dass eine Reaktion auf die Rechtfertigung des Weinbergbesitzers nicht erzählt wird, lässt sich für die Kommunikationssituation auswerten, in die das Gleichnis ursprünglich gehört. Offensichtlich sollen die Hörer diese Leerstelle füllen und eine positive Antwort auf die letzten Worte des Gleichnisses geben. V. 16 ist, unabhängig von der Überlieferungsgeschichtlichen Beurteilung (s. dazu unten 5.a), nicht mehr als Teil des Gleichnisses zu werten. Diesen Satz spricht der

Gleichniserzähler Jesus, nicht mehr der Weinbergbesitzer als Figur der vorgetragenen Geschichte.

c) Das Bildmaterial ist der palästinischen Arbeitswelt entnommen (s. u. 3.) und zu einer Geschichte gefügt, die zwar Ungewöhnliches inszeniert, aber in sich verständlich ist. Geprägte Metaphern müssen nicht aktiviert werden, um der Erzählung Sinn abzugewinnen. Was der Text an möglichen Metaphern enthält, weist eine recht allgemein bleibende Prägung auf, die, wie sich zeigen wird, das Verständnis des Gleichnisses kaum beeinflusst. Der *Weinberg* kann Bild für Israel sein,⁵ die Rede vom *Herrn des Weinbergs* lässt sich auf Gott beziehen.⁶ Werden diese Metaphern wachgerufen, wird eine Spur für ein Verständnis gelegt, das die Geschichte auf das Gottesverhältnis der Adressaten hin transparent werden lässt. Dies ergibt sich im Rahmen der Verkündigung Jesu aber auch ohne Rückgriff auf jene metaphorische Prägung.⁷

Im Kontext des Matthäus-Evangeliums bieten sich Ansatzpunkte für die Annahme, dass die Rede vom *Lohn* und von den *Arbeitern* bildlich aufgeladen ist. Das gründet in diesen Fällen weniger in einer traditionellen Sprachwelt, die einen metaphorischen Sinn vermitteln könnte, als vielmehr in den Spuren des matthäischen Textes. Deshalb wird darauf an späterer Stelle eingegangen (s. u. 6.c).

3. Sozialgeschichtliche Analyse

a) Landbesitz mittlerer und großer Ausdehnung musste durch den Einsatz von fremden Arbeitskräften bebaut werden. Dies konnte unterschiedlich organisiert sein: Verpachtung, Einsatz von Sklaven (im Osten des Römischen Reiches wohl eher selten) oder von Lohnarbeitern. Diese letzte Möglichkeit bestimmt unser Gleichnis. Freilich sind die Grenzen zwischen freien Kleinbauern, die eigenes Land bearbeiten, Pächtern und Tagelöhnern allgemein fließend. Denn auch Kleinbauern konnten gezwungen sein, ihre Einkünfte durch Arbeit als Tagelöhner auf einem fremden Gut aufzubessern.⁸ Lohnarbeiter waren personrechtlich frei und wurden auf großen Gütern eingesetzt; Bedarf

bestand natürlich vor allem in der Erntezeit, jedoch kann sich die Beschäftigung nicht auf diese Saison beschränkt haben. Wenn Cato d. Ä. (2. Jahrh. v. Chr.) in seinem Buch über die Landwirtschaft empfiehlt, beim Kauf eines Landgutes darauf zu achten, ob in der näheren Umgebung eine ausreichende Anzahl von Arbeitern vorhanden ist, dann denkt er nicht nur an die Erntezeit, sondern grundsätzlich an die Bebauung des Landes (*De agricultura* 1,3).⁹ Gegenüber dem Einsatz von Sklaven konnte das Anwerben von Tagelöhnern aus der Sicht des Grundbesitzers einen nicht unerheblichen Vorteil mit sich bringen: Lohnarbeiter mussten nicht ernährt werden, sie kosteten nur den tatsächlich ausgezahlten Lohn und konnten nach Bedarf eingestellt werden.¹⁰ Der Ausfall ihrer Arbeitskraft schadete dem Großgrundbesitzer wirtschaftlich nur dann, wenn nicht genügend Ersatz beschafft werden konnte. So rät der Agrarschriftsteller Varro (1. Jahrh. v. Chr.), aus ökonomischen Gründen für ungesunde und gefährliche Arbeiten Tagelöhner einzusetzen (*Rerum rusticarum* 1,17,2).¹¹ Was dem Großgrundbesitzer Vorteile bringt, ist der Schaden des Lohnarbeiters. Er trägt das Risiko der Beschäftigung: Findet er keine Arbeit, ist er in keiner Weise abgesichert; er muss gefährliche Arbeiten übernehmen und wird eher auf schlechtem Boden mit entsprechend beschwerlicher Tätigkeit eingesetzt.

Entsprechend ist die wirtschaftliche Lage des Tagelöhners prekär. Der jährliche Aufwand allein für die Nahrung ist bei einer täglichen Kalorienmenge von 2500 kcal mit nahezu 70 Denaren pro erwachsener Person zu veranschlagen.¹² Rechnet man weitere Aufwendungen etwa für Kleidung sowie bei den Provinzbewohnern die Steuer-Abzüge ein, so ist das Existenzminimum für eine vierköpfige Familie auf dem Land mit mindestens 250 bis 300 Denaren jährlich anzugeben. Lag das Einkommen unter dem angegebenen Wert, war die tägliche Sättigung nicht mehr gewährleistet.¹³ Durch Lohnarbeit konnte dieser Wert kaum durch eine Arbeitskraft allein erzielt werden.¹⁴

Im Gleichnis erscheint als Ergebnis der Übereinkunft zwischen Gutsherr und Arbeitern der ersten Stunde der Tageslohn von einem Denar. Eine Bezahlung in Geld scheint für einfache Weinlesearbeit, an die im Gleichnis wegen des hohen Personalbedarfs und der in V. 12

erwähnten Hitze am ehesten zu denken ist, nicht überall üblich gewesen zu sein. Dennoch gibt es (vor allem talmudische) Belege, dass einfache Arbeiten mit einem Denar pro Tag entlohnt wurden.¹⁵ Das Gleichnis inszeniert also zu Beginn die gewöhnliche Arbeitswelt: Weder die Arbeitsorganisation mit der Einstellung von Tagelöhnern für die Erntearbeit noch die Lohnvereinbarung bieten für die Hörer Überraschungsmomente.¹⁶ Ungewöhnlich erscheint dagegen die mehrmalige Anwerbung von Arbeitern, vollends diejenige eine Stunde vor Arbeitsschluss.¹⁷ Sie hängt mit der überraschenden Lohnauszahlung in der zweiten Hälfte des Gleichnisses zusammen. Beides wirkt als Störung der Realität umso kräftiger, je stärker die Erzählung ansonsten die bekannte Alltagswelt inszeniert.

b) Die beschriebene Lebenswelt profiliert das Machtgefälle auf der Bildebene des Gleichnisses. Die angeworbenen Tagelöhner sind ökonomisch abhängig von Gutsbesitzern, und selbst im Erfolgsfall der Anstellung können sie höchstens das Überleben sichern, aber keine Überschüsse bilden. Dass der Gutsbesitzer in eine schwierige Lage kommen könnte, weil ihm nicht genügend Arbeitskräfte zur Verfügung stehen, spielt im Gleichnis keine Rolle: Noch zur elften Stunde ist das Angebot von Arbeitern nicht erschöpft. Der Besitzer des Weinbergs ist eindeutig in der Position des Stärkeren, und dies drückt sich auch darin aus, dass er den Arbeitern der dritten Stunde ohne feste Vereinbarung einen gerechten Lohn ankündigen kann und zu ihnen wie zu den Arbeitern der letzten Stunde in der Befehlsform spricht: »Geht auch ihr in den Weinberg!« (V. 4.7) Für die Interpretation des Gleichnisses ziehen manche Ausleger aus dieser Konstellation den Schluss, dass der Gutsbesitzer nicht als positive Figur gezeichnet ist. Auch dessen Güte sei sozialgeschichtlich in das römische Wertesystem zur Selbstprofilierung als Wohltäter einzuordnen: Seine »Freigebigkeit dient primär dem eigenen sozialen und politischen Interesse«.¹⁸ Auf diese Frage ist an späterer Stelle zurückzukommen (s. u. 6.b).

4. Gattung

Das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg ist eindeutig als Parabel zu bestimmen. Es erzählt einen einmaligen Fall, der sich nicht auf ein alltägliches Geschehen bezieht, wenngleich das Bildmaterial dem Leben in Palästina zur Zeit Jesu entnommen ist: Es gibt Weinbergbesitzer einerseits und andererseits Tagelöhner, die sich jeden Tag neu ohne einen Anspruch auf Arbeit verdingen müssen (s. o. 3.). Aber dieses Bildmaterial wird so arrangiert, dass durchaus Ungewöhnliches erzählt wird – es ist nicht einsichtig aufgrund allgemeiner Erfahrung. Dies ist am deutlichsten daran zu erkennen, dass das Verhalten des Weinbergbesitzers Anlass zum Protest gibt. Er tut genau das, was nicht erwartet wird. Die dramatische Gestaltung mit Haupt- und Nebenfiguren, mit Dialogen und dem offenen Schluss fügen sich in diese Gattungszuordnung.¹⁹

5. Überlieferungsgeschichte und Rückfrage nach Jesus

a) Matthäus hat das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg seinem Sondergut entnommen und wohl nur den Abschlussvers hinzugefügt (V. 16: »So werden die Letzten Erste sein und die Ersten Letzte«). Für dessen sekundären Charakter spricht zum einen der Zusammenhang mit der Aussage, die dem Gleichnis unmittelbar vorausgeht (19,30); er hat seinen Ort also offensichtlich in der Komposition des Matthäusevangeliums.²⁰ Aus der sprachlich-narrativen Analyse ergibt sich zum andern, dass dieses Kommentarwort einen Nebenzug der Erzählung zur Pointe macht: Die Umkehrung der Reihenfolge (»angefangen von den Letzten bis zu den Ersten«) dient ja allein dazu, dass es zum Streit zwischen den Arbeitern der ersten Stunde und dem Weinbergbesitzer kommen kann. Eine Wertung ist mit den Begriffen »Erste« und »Letzte« im Gleichnis nicht verbunden. Möglicherweise geht auch V. 1a, die Einführung als Himmelreichsgleichnis, auf das Konto des Evangelisten, da sie für diesen recht charakteristisch ist.²¹

Diskutiert wird außerdem, ob die Figur des Verwalters nachträglich in die Parabel gekommen ist.²² Ludger Schenke erkennt einen allegorisierenden Eintrag des Evangelisten, der in dieser Figur Jesus als den endzeitlichen Menschensohn-Richter einführe. Aber gerade die Tatsache, dass die Figur des Verwalters so blass bleibt, spricht gegen die vorgeschlagene Rekonstruktion. Sollte hier tatsächlich auf Jesus als den Endrichter angespielt und der Verwalter deshalb nachträglich eingebracht worden sein, müsste ihm doch eine weiter reichende Bedeutung zugemessen werden. Da sich das plötzliche Auftreten des Verwalters bei der Lohnauszahlung und sein Fehlen bei der Anwerbung erzählerisch erklären lassen (s. o. 2.b), besteht kein ausreichender Grund, ihn aus der ursprünglichen Gestalt der Erzählung auszuschneiden.²³ Dies gilt auch für die in der Abendszene nicht aufgenommenen Anwerbungen zur dritten, sechsten und neunten Stunde (V. 3–5). Ludger Schenke weist sie der Hand des Evangelisten zu, weil das Bild eines den ganzen Tag über immer wieder anwerbenden Weinbergbesitzers diesen als »Mann mit wenig Erfahrung und Überblick«²⁴ erscheinen ließe und außerdem der Dialog mit den Arbeitern der letzten Stunde unverständlich sei, wenn der Weinbergbesitzer schon den ganzen Tag über Arbeiter angeworben hat. Er stelle sie vielmehr aus Güte ein, weil sie niemand gedungen hat. In diesem Fall wäre freilich das Hinausgehen zur elften Stunde ganz unmotiviert. Außerdem spricht auch die Formulierung »angefangen von den Letzten bis zu Ersten« in V. 8 für das Vorhandensein von mehr als zwei Gruppen von Arbeitern.²⁵ Schließlich hat die Anwerbung zur dritten Stunde keine geringe erzählerische Bedeutung, denn das unbestimmt bleibende Versprechen eines gerechten Lohnes (V. 4) lenkt die Aufmerksamkeit der Hörer auf die zentrale Frage, die am Abend verhandelt wird.²⁶

b) Gewöhnlich wird die Parabel in die Verkündigung Jesu zurückgeführt. Die bislang durchgeführte Analyse hat außer den gerade diskutierten Elementen keine Hinweise ergeben, die gegen dieses Urteil sprächen. Die Auslegung wird zeigen, dass die Verkündigung Jesu einen plausiblen Rahmen für die Pointe des Gleichnisses bietet (s. u. 6.a). Sie muss dann auch die Frage beantworten, ob die kontextuelle Einordnung in das Jüngergespräch und die Verschiebung des Fokus

auf die Umkehrung von Ersten und Letzten den »Sitz im Leben« des Textes wesentlich verändert hat; eine vortatthäische Redaktionsstufe lässt sich nicht erkennen.

6. Zusammenfassende Auslegung

a) Beim Versuch, das Gleichnis im Rahmen der Verkündigung Jesu auszulegen, ist nach den obigen Überlegungen von der Anwendung in V. 16 abzusehen. Auch die Einleitung kann unberücksichtigt bleiben, da deren Ursprünglichkeit unsicher ist und die Pointe des Gleichnisses sich in jedem Fall aus diesem selbst ergeben muss. Es erzählt von einem Weinbergbesitzer, der mehrmals am Tage auszieht und Arbeiter für seinen Weinberg anwirbt. Warum er dies tut und sogar noch zur elften Stunde Arbeiter einstellt, wird nicht weiter ausgeführt. Da keine besondere Motivierung genannt wird, sollte man sie auch nicht eintragen – weder positiv noch negativ. Die Einstellung zu verschiedenen Zeiten des Tages beweist nicht die Verschlagenheit des Besitzers, der als gewiefter Kapitalist seine Lohnkosten zu drücken versteht.²⁷ In diesem Fall wäre vollkommen unerklärlich, dass schließlich alle den Lohn der Ganztagsarbeiter erhalten. Auf einen Gesinnungswandel des Handlungssouveräns ist die Erzählung nicht angelegt. Die Einstellungspraxis ist andererseits aber auch nicht Ausdruck von Güte. Zwar ist die Einstellung die Voraussetzung für den großzügigen Lohn,²⁸ aber eben nur die Voraussetzung: Die Parabel profiliert diesen Zusammenhang nicht; sie ist nur am Motiv der Entlohnung interessiert. Warum der Weinbergbesitzer die Arbeiter einstellt, bleibt ungesagt und sollte deshalb die Auslegung nicht bestimmen. Das Motiv der Güte lässt sich auch nicht aus der letzten Anwerbeszene begründen. Sollte die Frage »Warum steht ihr hier den ganzen Tag untätig?« einen tadelnden Unterton haben und unterstellen, dass die Arbeiter der letzten Stunde sich nicht richtig um Arbeit bemüht haben,²⁹ wäre ein deutliches Textsignal zu erwarten. Dass die Antwort der zuletzt Angeworbenen nur eine Ausflucht sei, wird in keiner Weise nahegelegt.³⁰ Wichtig ist also al-

lein: Der Weinbergbesitzer wirbt mehrmals am Tage, zu verschiedener Stunde, Arbeiter an.

Dass nur im ersten Fall eine feste Lohnvereinbarung getroffen und danach ein gerechter Lohn in Aussicht gestellt wird, ist den obigen Überlegungen zufolge für den Gang der Parabel wesentlich (s. o. 2.): Die Hörer richten die Aufmerksamkeit auf die Auszahlung des Lohnes am Abend und erwarten, dass abgestuft nach Arbeitsleistung bezahlt wird. Der Protest gegen das Durchbrechen dieser Erwartung bekommt im Gleichnis selbst eine Stimme. Um dies zu ermöglichen, wird die Reihenfolge der Lohnauszahlung umgekehrt. Die Arbeiter der ersten Stunde formulieren den entscheidenden Punkt des Protestes: *Du hast sie uns gleichgemacht*. Unterschiedliche Leistung ist vom Besitzer des Weinbergs gleich belohnt worden.

Dass dieser Protest die Gerechtigkeit des Besitzers in Frage stellt, wird auch aus dessen Antwort deutlich. Sie stellt klar: Sein Vorgehen ist *kein Unrecht* gegenüber den Arbeitern, die den ganzen Tag gearbeitet haben. Sie haben den gerechten Lohn, dem sie zugestimmt haben, empfangen. Wenn der Besitzer des Weinbergs sich den Arbeitern der letzten Stunde gegenüber als gütig erweist und ihnen einen höheren Lohn bezahlt als ihnen eigentlich zusteht, so handelt er nicht ungerrecht gegenüber den Arbeitern der ersten Stunde. Dabei belohnt der Weinbergbesitzer nicht den Arbeitswillen, der sich in der Suche nach Arbeit dokumentierte. Genauso wenig wie sie als arbeitsscheu erscheinen, werden die Arbeiter der letzten Stunde als arbeitswillig profiliert.³¹ Zur Debatte steht demnach die Frage: Ist der Weinbergbesitzer *in seiner Güte noch gerecht*?³² Die Geschichte will zeigen, dass diese Frage zu bejahen ist. Deshalb endet sie mit einer Rede, in der der Gutsbesitzer sein gütiges Handeln rechtfertigt.³³

Das so verstandene Gleichnis lässt sich in die Verkündigung Jesu gut einordnen. Jesus sieht sich dem Einspruch gegen seine Botschaft vom zuvorkommend gütigen Gott gegenüber, der den Sündern vorbehaltlos vergeben will. Der Einspruch besagt, dass ein derart handelnder Gott nicht mehr gerecht wäre, da er Sünder und Gerechte gleich behandelt.³⁴ Welche Bedeutung soll dann noch die Bemühung um Einhaltung der Tora haben, die Bemühung darum, gerecht zu sein?

Da das Gleichnis so konstruiert ist, dass nicht nur von der Güte des Hausherrn erzählt wird, sondern auch vom Protest gegen sie, ist es insofern in einer Konfliktsituation anzusiedeln, als ein Widerspruch überwunden werden soll: Die Adressaten können sich in der Parabel wiederfinden. Ihrem Einspruch wird in der Erzählung Raum gegeben, ja er erscheint in gewisser Weise sogar als naheliegend. So in die Geschichte verstrickt, sollen sie aber erkennen, dass das gütige Handeln Gottes niemand um seinen »gerechten Lohn« bringt. Da das Gleichnis einen Grundzug der Verkündigung Jesu rechtfertigt, sind die Träger des Widerspruchs nicht unter jenen zu suchen, die diese Verkündigung akzeptiert haben. Andererseits kann der ins Gleichnis aufgenommene Protest auch nicht in die Situation eines scharfen Konflikts gehören, denn der offene Schluss hat werbende Funktion: Die Parabel endet ohne eine Reaktion der Empörten, weil die *Hörer* zu einer Reaktion geführt werden sollen.

In dieser Werbung für die Anerkennung des gnädigen Gottes steht unser Gleichnis dem Gleichnis vom verlorenen Sohn sehr nahe. Auch dort ergeht ein Widerspruch gegen ein gütiges Handeln. Der ältere Sohn empört sich über die freudige Annahme des unnützen Bruders durch den Vater. »Der ältere Bruder ist ein genauer Doppelgänger der Arbeiter, die mit dem Herrn des Weinbergs nicht einverstanden sind, weil sie die Regel seines Handelns nicht begreifen.«³⁵ Beide Male endet die Geschichte offen, mit beiden Gleichnissen wirbt Jesus also um Verständnis für seine Botschaft von Gott, der in seiner Güte allen Menschen, Sündern wie Gerechten, das Heil anbietet. Anders als der »verlorene Sohn« eignen sich die Arbeiter der letzten Stunde allerdings nicht zur erzählerischen Darstellung von Sündern. Es geht allein um die Güte des Weinbergbesitzers, die als anstößig empfunden und gegen solche Wertung verteidigt wird. Dass sie Sündern gilt, kommt im Gleichnis auf der Bildebene nicht zum Tragen.³⁶

b) Die vorgetragene Auslegung wertet den sozialgeschichtlichen Hintergrund nur für das Verstehen des Bildfeldes aus, zieht aus ihm aber keine sozialetischen Konsequenzen auf der Sachebene des Gleichnisses. Vorschläge, die in diese Richtung gehen, scheinen den sozialgeschichtlichen Zusammenhängen ein größeres Gewicht zu ver-

leihen als der Orientierung am Gleichnistext. Eine Kritik am System der Arbeitsorganisation, an der Ausbeutung menschlicher Arbeitskraft, an der Ausnutzung wirtschaftlicher Stärke auf Kosten der Schwächeren ist nicht im Ansatz erkennbar. Die Erzählung bleibt ganz im Rahmen jenes Konzeptes, das Arbeit an Tagelöhner vergab. Der Weinbergbesitzer argumentiert gegenüber dem Einspruch der Arbeiter der ersten Stunde auch damit, mit seinem Eigentum machen zu können, was ihm beliebt (V. 15a). Woran ist zu erkennen, dass diese Argumentation als unangemessen und geradezu entlarvend wahrgenommen werden und der Gutsbesitzer als »Gegenbild« zu Gott erscheinen soll?³⁷ Außerdem würde in diesem Fall völlig unklar, warum der angeblich so negativ Gezeichnete die Erwartung einer leistungsgerechten Bezahlung mit seiner Güte den Arbeitern der letzten Stunde gegenüber eigentlich durchbricht. Die Formulierung, diese Güte sei »nur eine schwache Andeutung dessen, was Gottes Güte bedeutet«,³⁸ versucht diese Schwierigkeit zu berücksichtigen, setzt sich aber in Widerspruch zur Wertung, der Gutsbesitzer sei im Blick auf Gott ein »Gegenbild«³⁹. Für das Urteil, an der Person des Gutsherrn werde die Macht der Besitzenden und an den Tagelöhnern die Ohnmacht der Armen dargestellt bzw. kritisiert, gibt es keinen überzeugenden Anker im Text. Entsprechend kann man auch nicht die Beschämung der Arbeiter der ersten Stunde durch den Gutsherrn zum springenden Punkt machen.⁴⁰

c) Matthäus verschiebt die Pointe des Jesus-Gleichnisses in starkem Maß und liefert dadurch ein markantes Beispiel für das kreative Potential bildlicher Rede. Durch die Rahmung greift er einen Nebenzug der Parabel heraus und macht ihn zur Hauptaussage. Die Umkehrung in der Reihenfolge der Lohnauszahlung (»angefangen von den Letzten bis zu den Ersten«), ursprünglich nur die erzählerische Voraussetzung für den Protest der Ganztagsarbeiter, erscheint nun als Zentrum der Geschichte.⁴¹ Denn diese begründet das Wort von den Ersten, die zu Letzten werden (19,30/20,1), und dieselbe Umkehrung ergibt sich in leichter sprachlicher Variation als Anwendung aus dem Gleichnis (V. 16).

Grundsätzlich kann dieser Spruch als Zuspruch oder als Ermahnung gelesen werden. Werden diejenigen angesprochen, die sich in der Rolle der »Letzten« sehen, ermutigt das Wort durch den Ausblick auf die Umkehrung. Wer sich in den »Ersten« erkennt, kann den angekündigten Wechsel nur als Bedrohung wahrnehmen. Der Kontext bei Matthäus spricht eindeutig für die zweite Möglichkeit. Insofern die Jünger alles verlassen haben, könnten sie sich zwar in die »Letzten« einreihen; ihre Situation wird aber nicht nur durch den Verlust gekennzeichnet, sondern auch durch die Verheißung hundertfacher Erstattung, des ewigen Lebens und (im Fall der Zwölf) richterlicher Funktion (19,27–29). Da sich der Spruch von der Umkehrung nicht begründend anschließt, bietet er keinen Hinweis darauf, als Bestätigung der Verheißung zu fungieren. Nicht »die Letzten« sollen ermutigt, sondern »die Ersten« ermahnt werden.⁴² Dies legt auch die Tatsache nahe, dass der Spruch durch ein Gleichnis untermauert wird – gerade im Zusammenhang des Matthäusevangeliums. Das Thema der endzeitlichen Gefährdung der Jünger ist hier deutlich profiliert.⁴³ Die vorgestellte Auslegung passt sich also auf der Ebene der Redaktion gut ein in den Gesamtkontext des Matthäus-Evangeliums.

Mit der Interpretation des Gleichnisses im genannten mahnenden Sinn verbindet sich eine zweite Verschiebung: die primäre Adressatenschaft des Textes. Während die Jesusparabel am ehesten zu Kritikern seiner Gottesverkündigung gesprochen war (s. o. Abschnitt a), wird sie in der Redaktion des Matthäus zur Jüngerbelehrung und richtet sich vor allem nach innen. Damit ergeben sich angesichts der metaphorischen Elemente des Gleichnisses neue Sinnpotentiale. Leser des Matthäus-Evangeliums können, wenn sie von *Arbeitern* in theologischem Zusammenhang hören, einen hintergründigen Sinn erkennen. Vor der Aussendungsrede wird von Arbeitern gesprochen, die für die Ernte gebraucht werden – angesichts des Kontextes in offenkundig metaphorischem Gebrauch. Wer von hier aus das Gleichnis liest, kann die Anwerbung als ein »Senden in die Ernte« (9,38) verstehen. Dann könnte das Umkehrungsschema nicht nur als Warnung vor der Illusion endzeitlicher Garantien gelesen werden. Petrus hat als Sprecher der Jünger auf den großen Einsatz verwiesen, den sie in der Nachfolge

erbracht haben (19,27). Der Satz von den Ersten und Letzten kann in Verbindung mit der Parabel dann auch so verstanden werden, dass es nicht auf Höchstleistungen wie die des Petrus ankomme, sondern auch geringerer Einsatz belohnt werde.⁴⁴ So kann trotz des nicht zu leugnenden Moments der Mahnung (im Blick auf diejenigen, die sich des Heils sicher wähnen) die Dimension des Zuspruchs in der matthäischen Komposition enthalten sein. Eine Entscheidung zwischen beiden Dimensionen ist kaum möglich.⁴⁵

Auch die Rede von der Lohnarbeit bzw. vom *Lohn* bringt möglicherweise eine zusätzliche Dimension in das Gleichnisverständnis ein. Wird es auf den jenseitigen Lohn bezogen – ein Motiv, das gerade im Matthäus-Evangelium stark entwickelt ist –,⁴⁶ könnte der eschatologischer Bezug eines einzelnen Bildelements hinzukommen. Allerdings bleibt das Gleichnis etwas sperrig für einen solchen Bezug: Es wird ja allen derselbe Lohn ausbezahlt, und das wäre jedenfalls für Matthäus ein fremder Gedanke. Mit dem Gericht verbindet er gewöhnlich den Gedanken drohender *Scheidung*. Und darauf weist auch das Kommentarwort, das sich für die Umkehrung von Ersten und Letzten interessiert und nicht am gleichen Lohn für alle ansetzt.

Lassen sich unabhängig von metaphorischen Prägungen weitere Sinnnuancen aus dem Kontext des Matthäus-Evangeliums erschließen? In der Kontextanalyse hat sich eine Spur ergeben, die weiterverfolgt werden kann. Wenn das Gleichnis durch die Rahmung einen mahnenden Akzent erhält – Erste können zu Letzten werden –, so erscheint im Gespräch Jesu mit seinen Jüngern über wahre Größe (20,24–28) ein Hinweis darauf, wie man einen solchen Wechsel verhindern kann: »Wer unter euch Erster sein will, sei euer Diener« (20,27). Begrifflich erscheinen die »Letzten« zwar nicht, wohl aber sachlich in der Rolle des Dieners als Gegenbild zu politischen Herrschaftsstrukturen. Wer sich in diesem Sinn an die letzte Stelle setzt, wird von der Umkehrung betroffen, die das Gleichnis von den Arbeitern in der matthäischen Deutung inszeniert: Letzte werden zu Ersten.⁴⁷

Literatur zum Weiterlesen

- Eichholz, G., Gleichnisse der Evangelien. Form, Überlieferung, Auslegung, Neukirchen-Vluyn 1971 (⁴1984), 85–108 (ein klassischer Beitrag mit wichtigen Einsichten).
- Konradt, M., Das Evangelium nach Matthäus (NTD 1), Göttingen 2015, 306–312 (kurz gefasste, aber sehr ergiebige Auslegung).
- Ostmeyer, K.-H., »Urgestein der Jesusüberlieferung?« Die synoptischen Gleichnisse als historische Quelle für die galiläische Umwelt Jesu; in: Jesus und die Archäologie Galiläas (BThSt 87), hg. v. C. Claußen/J. Frey, Neukirchen-Vluyn 2008, 185–208 (das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg im Rahmen grundlegender Überlegungen zur Bedeutung von Gleichnissen für die historische Rückfrage nach der Lebenswelt Jesu).

Anmerkungen

- 1 So z. B. auch Gnilka, Mt II 175; Frankemölle, Mt II 288; Herzog, Blaming 84; Carter, Householder 135–137; Avemarie, Allen das Volle! 462; Niemand, Irritation 100f. Dagegen erkennt Theobald, Arbeiter 81, drei Abschnitte, da er V. 8–15 in Lohnauszahlung und Dialog unterteilt. Angesichts der zeitlichen und räumlichen Struktur scheint aber die Zweiteilung kennzeichnender zu sein.
- 2 Vgl. Dierzfelbinger, Gleichnis 129; Theobald, Arbeiter 90; Avemarie, Allen das Volle! 464.
- 3 Vgl. auch Niemand, Irritation 103.
- 4 Vgl. Niemand, Irritation 101; Konradt, Mt 309.
- 5 Vgl. Jes 3,14; 5,1–7; 27,2–6; Jer 12,10; Ps 80,9f.16; Jer 2,21; Hos 10,1; Joel 1,7; Ez 15,1–8; 17,1–21; 19,10–14.
- 6 Vgl. Jes 5,1–7; Ps 80,9.16; Jer 12,10 (vgl. zu diesen Angaben zur Metaphorik Münch, Gleichnisse 189–191).
- 7 Die aus rabbinischer Literatur erhebbare metaphorische Dimension von Arbeit als Bild für die Befassung mit der Tora (vgl. Hezser, Lohnmetaphorik 240), ist für den matthäischen Text nicht vorzusetzen.
- 8 Vgl. Garnsey/Saller, Kaiserreich 110f.; Finley, Wirtschaft 123.220f.
- 9 Cato. Vom Landbau, hg. v. Schönberger, 14f.
- 10 Vgl. auch Finley, Wirtschaft 220f.
- 11 Varro. Gespräche über die Landwirtschaft 1, hg. v. Flach, 118 (Text), 187 (Übersetzung). Vgl. Stegemann/Stegemann, Sozialgeschichte 36.
- 12 Vgl. Stegemann/Stegemann, Sozialgeschichte 82f.
- 13 Dies bestätigt auch die im Talmud gegebene Grenze des Existenzminimums von 200 Denaren im Jahr, das nach den Berechnungen Ben-Davids bei einer sechsköpfigen Familie angesichts der Brotpreise eine tägliche Kalorienmenge von nur 1400 kcal garantiert. »Eine so niedrige Kalorienmenge liegt an der unteren Grenze des menschlichen Nahrungsbedarfs« (Ben-David, Ökonomie 301).
- 14 Nach Ben-David kommt man durchschnittlich auf 200 Denare, gerechnet mit einem Tageslohn von einem Denar und einer Beschäftigungsmöglichkeit von ca. 200 Tagen im Jahr: 74 Sabbat- und Feiertage; im Schnitt gut 60 Regentage bzw.

Tage, an denen es keine Arbeit gibt; bleiben ca. 30 Tage, die auch für Fälle wie Krankheit reserviert sind (vgl. Ben-David, Ökonomie 293).

15 Vgl. Hezser, Lohnmetaphorik 81, sowie die Darstellung bei Avemarie, Allen das Volle! 465f.; Ders., Utopie 458 Anm. 23, mit Bezug auf BerR 61,7; ARN B 26,12; bBB 86b; mPea 8,8. Möglicherweise muss man in der Bewertung des Lohnes von einem Denar zwischen der Zeit Jesu (großzügig) und der des Matthäus (üblich) unterscheiden (vgl. Ostmeyer, Urgestein 204, mit Verweis auf inflationsfördernde Ereignisse wie die Hungersnot unter Claudius (46–48) und den Jüdisch-Römischen Krieg (66–70/72). Als nicht großzügig wertet den Lohn von einem Denar auch Herzog, Blaming 89.

16 Vgl. zu dieser Einschätzung auch Avemarie, Allen das Volle! 466 (»suggestive[r] Realismus«); Niemand, Irritation 103.

17 Vgl. Ostmeyer, Urgestein 202: »Es ist keine reguläre Situation vorstellbar, die das mehrfache Anwerben rechtfertigen kann.« Dagegen hält es Hezser, Lohnmetaphorik 237, für »nicht beweisbar, aber durchaus möglich, daß das mehrmalige Anheuern den damaligen Verhältnissen entspricht.«

18 Schottroff, Gleichnisse 276.

19 Die Überlegungen zur Gattung setzen die Unterscheidung zwischen Gleichnis im engeren Sinn und Parabel voraus. Dagegen wendet sich Zimmermann, Leseanleitung 19–23; zur Kritik vgl. Häfner, Erosion 187–189. Grundsätzlich zur Gattungsfrage s. den Beitrag von Stephan Witetschek in diesem Band.

20 Der sekundäre Charakter von V. 16 wird gewöhnlich anerkannt; vgl. z. B. Hoppe, Gleichnis 14; Gnilka, Mt II 176; Davies/Allison, Mt III 67; Luz, Mt III 141.

21 Vgl. Gnilka, Mt II 176; Theobald, Arbeiter 85. Zu den Schwierigkeiten der überlieferungsgeschichtlichen Beurteilung der matthäischen Einleitungsformeln vgl. Münch, Gleichnisse 150–155.

22 Vgl. Fiedler, Vergebungsbereitschaft 176; Hoppe, Gleichnis 16; Schenke, Interpretation 256f.

23 In diesem Sinn auch Theobald, Arbeiter 83f.

24 Schenke, Interpretation 258.

25 Theobald, Arbeiter 83, schreibt diese Formulierung »gegen die Majorität der Forschung« (ebd. Anm. 16) dem Evangelisten zu. Warum aber ohne solche Thematisierung in der Rede des Gutsbesitzers gerade die Kurzarbeiter als erste beim Verwalter erscheinen sollten, bliebe erzählerisch ein Rätsel. Auch erklärt sich die Einfügung des Gleichnisses nach 19,30 sehr gut, wenn es einen begrifflichen Ansatzpunkt für die Gegenüberstellung von »Ersten« und »Letzten« geboten hat.

26 Dagegen will Fiedler, Vergebungsbereitschaft 176, ein Argument für den sekundären Charakter von V. 4b aus der Tatsache gewinnen, dass jene Zusage (»ich werde euch geben, was gerecht ist«) ihre Brisanz erst in V. 13b gewinne (»ich tue dir kein Unrecht«). Damit wird ein Element erzählerischer Spannung zu Unrecht abgewertet. Zustimmung kann man freilich dem Urteil, die diskutierten redaktionellen Zusätze veränderten abgesehen von V. 16 »nichts Wesentliches an der Parabel« (ebd.).

27 Vgl. Schottroff, Gleichnisse 276.

28 Vgl. Schenke, Interpretation 261: »Da die Einstellung und Lohnzahlung aufeinander bezogene Handlungen sind, galt schon bei der Einstellung: Auch diese erfolgte aus Güte.« In diesem Sinn auch Hoppe, Gleichnis 16; Theobald, Arbeiter 88.

29 Fiedler, Vergebungsbereitschaft 177; vgl. schon Jeremias, Gleichnisse 136. Dagegen auch Weder, Gleichnisse 221 Anm. 54; Hoppe, Gleichnis 14; Hezser, Lohnmetaphorik 238.

30 Fiedler erkennt offenbar die Schwierigkeit einer solchen Zuspitzung auf der Bildebene und nimmt Zuflucht zur angezielten Sachaussage: »Wenn die Parabel aber auf Gottes Erbarmen sogar mit denen abhebt, die ihr Leben nicht wie die Ganztagesarbeiter ständig nach seinem Willen ausrichten, dann müssen [sic] die Frage des Arbeitgebers einen tadelnden Klang besitzen und die Antwort als Ausrede aufgefasst werden« (Verggebungsbereitschaft 177). Methodisch ist aber darauf zu bestehen, dass die Pointe aus der Erzählung zu erheben und so die Sachaussage zu gewinnen ist, und nicht umgekehrt versucht wird, von der Sachaussage her die Erzählung zu klären.

31 Auch für Avemarie, Allen das Volle! 463, der den Bezug auf den Arbeitswillen erwägt, ist entscheidend, dass die Güte des Weinbergbesitzers für die Arbeiter der ersten Stunde folgenlos bleibt und so als provozierende Güte erfahren wird.

32 Wenn Carter, Householder 136f., den Fokus auf »das, was gerecht ist« legt und dies von der Güte absetzt, so trennt er, was in der Parabel zusammengehört: die Frage, ob die Großzügigkeit den Arbeitern der letzten Stunde gegenüber nicht Unrecht sei gegenüber den Ganztagesarbeitern. Dass in dem Gleichnis die von Jesus verkündete Güte Gottes verhandelt wird, nehmen die meisten Ausleger an (mit unterschiedlichen Akzenten im Einzelnen), vgl. z. B. Jeremias, Gleichnisse 138f.; Weder, Gleichnisse 223–229; Dietzfelbinger, Gleichnis 133–136; Hoppe, Gleichnis 16f.; Gnilkka, Mt II 182; Theobald, Arbeiter 92; Luz, Mt III 150f.; Davies/Allison, Mt III 70; Niemand, Irritation 108–110.

33 Dass die abschließende Rede auf die Warnung ziele, gegen einen Mächtigeren zu murren (vgl. Wright, Debtors 19), bleibt als Auslegung viel zu allgemein und berücksichtigt die konkreten Erzähllüge nicht angemessen.

34 Es geht also nicht nur darum, dass die Güte Gottes anstößig ist, sondern dass »sie in einer Weise erfahren (wird), die als Entwertung des eigenen Status empfunden wird« (Konradt, Mt 310). Man kann Jesu Gleichnis auch als Ermunterung zur Solidarität mit den Sündern verstehen (vgl. Theobald, Arbeiter 92; Luz, Mt III 151) – aber nur indirekt, als Konsequenz aus dem vorgetragenen Gottesbild. Der Gleichnistext spricht das Verhältnis zwischen den verschiedenen Gruppen von Arbeitern nicht unmittelbar an.

35 Eichholz, Gleichnisse 96. Zu Lk 15,11–32 als Parallele vgl. auch Hoppe, Gleichnis, bes. ebd. 17; Davies/Allison, Mt III 69; Niemand, Irritation 107f.

36 Vgl. auch Hoppe, Gleichnis 17; Theobald, 92 (»Notlage ... unverschuldet«); s. a. die obige Diskussion um den Einsatzwillen der nicht Angeworbenen.

37 Vgl. Schottroff, Gleichnisse 284, mit Bezug auf Herzog, Blaming, der sich gegen die Auslegungstradition wendet, der Weinbergbesitzer sei »a God figure« (ebd. 82). Schottroff, Gleichnisse 277, nennt Mt 20,1–16 »ein antithetisches Gleichnis, das Gottes Königtum nicht mit dem Verhalten des Grundbesitzers gleichsetzt, sondern verglichen wissen will.« Der Anspruch, mit seinem Eigentum machen zu können, was man will, wird beurteilt als »Blasphemie, in der die römische Vorstellung von Privateigentum der Tora und ihrem Recht widerspricht« (ebd. 275).

38 Schottroff, Gleichnisse 283.

39 Zu einer antithetischen Deutung wird man auch nicht durch Schwächen genötigt, die sich angeblich aus der positiven Zuordnung von Handlungssouverän in der Parabel und Gott ergeben. Schottroff argumentiert gegen eine solche Deutung, in diesem Falle »müsste Gottes Freiheit zur Güte mit der Freiheit des Grundbesitzers im Römischen Reich gleichgesetzt werden« (Gleichnisse 283). Der oben erhobenen Pointe zufolge – in der Güte des Hausherrn den Arbeitern der letzten Stunde gegenüber geschieht den Ganztagsarbeitern kein Unrecht – muss eine solche Folgerung nicht gezogen werden. Es wird nicht der Gutsbesitzer mit Gott gleichgesetzt, sondern ein bestimmter Aspekt seines Handelns wird zum Vergleichspunkt für die Gottesverkündigung Jesu (vgl. auch Niemand, Irritation 111f.).

40 Vgl. Herzog, *Blaming* 91–93, der aus der gleichen Bezahlung ableitet, der Weinbergbesitzer habe den Einsatz der Ganztagsarbeiter als wertlos bezeichnet und ihnen durch das Wegschicken Beschäftigungsmöglichkeiten in der Region verbaut. – Gegen eine Zielrichtung des Gleichnisses, die Wirklichkeit der Arbeitswelt durch Verfremdung in der Gleichniserzählung erkennbar zu machen, auch Theobald, *Arbeiter* 94.

41 Konradt, *Mt* 311, sieht einen engeren Zusammenhang zwischen der Parabel und der matthäischen Rahmung, bei der nicht zentral sei, »dass das Logion durch die Reihenfolge bei der Lohnauszahlung abgebildet wird.« Die Letzten würden in der Parabel zu Ersten durch die Gleichbehandlung bei der Entlohnung, die Ersten zu Letzten durch die Gefährdung aufgrund ihres Murrens gegen den Herrn, »das bei einem biblisch geschulten Auditorium Assoziationen an das Verhalten der Wüstengeneration weckt«. Für das Erkennen einer solchen Anspielung braucht es in der Tat ein »biblisch geschultes Auditorium«.

42 Vgl. auch Theobald, *Arbeiter* 82; Avemarie, *Utopie* 466; Konradt, *Mt* 308. Luz, *Mt* III 130, sieht den Text »absichtlich offengelassen« (dasselbe zu 20,16: ebd. 154). Die Offenheit in der Identifizierung von »Letzten« und »Ersten« betont besonders Frankemölle, *Mt* II 290f.

43 Im Rahmen gleichnishafter Rede sind vor allem die Gerichtsgleichnisse in *Mt* 13 und *Mt* 25 als Parallelen zu nennen, daneben auch 7,21–27; 16,27; 18,6–9.23–35; 22,11–14; 24,42–51.

44 Ähnlich Schenke, *Interpretation* 252; Hezser, *Lohnmetaphorik* 266f. (im Rahmen der Differenzierung zwischen Ortsgemeinde und Wanderradikalen); Nützel, *Darf ich* 282f. (mit Bezug auf »19,23–26, wo den Entmutigten Mut gemacht wird«); Konradt, *Mt* 310f. (im Blick auf »Frühberufene und Spätberufene«), der gut beobachtet: »Zieht man den vorangehenden Kontext hinzu, liest sich der Verweis auf das Ertragen des Tages und der Hitze wie ein Echo der Worte des Petrus, dass sie, die Jünger, alles verlassen haben (19,27)« (ebd. 309).

45 Vgl. auch Luz, *Mt* III 154f. Konradt, *Mt* 311, erkennt eine weitere Dimension der Mahnung, nicht bezogen auf das endzeitliche Ergehen, sondern auf »die Konsequenzen für das Binnenvhältnis und das Gemeinschaftsleben unter den Jesusnachfolgern«. Es werde »zugleich das gegenwärtige Geltendmachen von besonderen Statuspositionen in der Gemeinde unterlaufen, wodurch das Gleichnis innerekklesial eine eminent kritische Stoßrichtung erhält.« Im Kontext des Matthäus-Evangeliums legt sich ein solcher Akzent durchaus nahe. Mit dem Gleichnis selbst lässt er sich aber kaum verbinden. Dass die gleiche Bezahlung darauf ziele, Gleichheit und Soli-

darität auszudrücken (vgl. Carter, Householder 141), ist der Erzählung nicht zu entnehmen.

46 Vgl. Mt 5,12.46; Mt 6,1.2. 5. 16; 10,41.42. Auch von rabbinischer Literatur aus wird auf die metaphorische Qualität des Lohns verwiesen (vgl. Weder, Gleichnisse 223f. Anm. 70f.; Luz, Mt III 148).

47 Zum Verweis auf Mt 20,27 vgl. auch Avemarie, Utopie 468. Ob man darüber hinaus auch eine Beziehung zwischen der Großzügigkeit des Gutsbesitzers und dem (am Dienst des Menschensohns orientierten) Dienen der Jünger herstellen kann (vgl. ebd. 469), scheint fraglich. Woran ist zu erkennen, dass der Evangelist jene Großzügigkeit als »Sinnbild für das durch Christus gewirkte Heil« (ebd.) versteht?